

# Gemeinsam „Hottehü“

Ein Streit der Disziplinen zur Mediengewaltforschung ist nicht zu erkennen

Bericht über das LMK-MedienColloquium am 14. Juni 2007 in Ludwigshafen



Landeszentrale für  
Medien und Kommunikation  
Rheinland-Pfalz



Man konnte Streit erwarten bei dem Thema: „Statt Wirkungsforschung Forschungswirkung. Bestimmt die Perspektive das Ergebnis?“. Unter diesem Titel versprach das MedienColloquium der Landeszentrale für Medien und Kommunikation Rheinland-Pfalz (LMK) in Ludwigshafen, „einen etwas anderen Blick auf das ewige Thema der Wirkungsforschung“ zu werfen.

Nicht die „sattsam bekannten unterschiedlichen Ergebnisse“ sollten im Vordergrund stehen, sondern eine Studie, die die verschiedenen Disziplinen – Kommunikationswissenschaften, Medienpsychologie, Medienpädagogik – hinsichtlich der spezifischen Ausgangspunkte und Wege des Fachs vergleicht. Inwieweit beeinflussen die Methoden die Ergebnisse? Welche Disziplin hat die Definitionsmacht im Diskurs um Mediengewalt? Welche Diskrepanzen bestehen zwischen der gesellschaftlichen und der wissenschaftlichen Debatte? Und welche Rolle spielen einzelne Forscherpersönlichkeiten oder Netzwerke? Die Ergebnisse der Studie zu diesen und anderen Fragen wurden präsentiert. Im Anschluss hatten Vertreter verschiedener Disziplinen Gelegenheit, ihre Sicht darzustellen.

**Anmerkungen:**

1

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der Studie ist unter [www.lmk-online.de](http://www.lmk-online.de) abrufbar.

2

**Treumann, K.-P./Sander, U./Meister, D. M. (Hrsg.):** *Medienhandeln Jugendlicher. Mediennutzung und Medienkompetenz.* Wiesbaden 2007

3

Zu den dargestellten Ergebnissen der Studie vgl.:

**Pfeiffer, C./Kleinmann, M.:** *Medienkonsum, Schulleistungen und Jugendgewalt.* In: *tv diskurs*, Ausgabe 36, 2/2006, S. 42 ff.



### Keine prinzipiellen, nur graduelle Unterschiede

So unterschiedlich sind die Fragestellungen, methodischen Zugänge und die Befunde zur Gewaltwirkung der untersuchten Disziplinen gar nicht, und auch bei verfahrenstechnischen Fragen oder der Ergebnisdarstellung sind die Unterschiede nur graduell. Zu diesem Befund gelangen Prof. Dr. Hans-Bernd Brosius und Katja Schwer von der Ludwig-Maximilians-Universität München in ihrem metaanalytischen Disziplinenvergleich, für den aus einer Datenbasis von 3.277 (und nicht der stets kursierenden Zahl von über 5.000) Studien zur Wirkung von Mediengewalt die 25 „wichtigsten“ u. a. nach den Kriterien Relevanz/Zitierhäufigkeit und Aktualität ausgewählt worden waren.<sup>1</sup> Es zeigen sich sogar große Übereinstimmungen. „Der eine hü, der andere hott?“ – wie Brosius die Hypothese paraphrasierte –, ist angesichts der Befunde jedenfalls nicht zu erkennen. In allen drei Disziplinen untersucht man primär die Wirkungen von medialer Gewalt auf Kinder und Jugendliche. Alle Disziplinen sind im selektiven

Wirkungsparadigma verhaftet und gehen von einem komplexen Wirkungsprozess mit einer Vielzahl intervenierender Variablen aus, wobei sich keine nur auf bestimmte Einflussfaktoren konzentriert. Methodenpräferenzen sind nicht zu erkennen, und die Ergebnislage wird allgemein als uneindeutig bewertet: Es gibt keine einfachen Antworten auf komplexe Fragen. Soweit eine gute Nachricht: Die Wissenschaft kann offenbar zur Frage der Gewaltwirkung mit unterschiedlichen Erkenntnisinteressen und Methoden zu ähnlichen Ergebnissen und Einschätzungen kommen.

### Disziplintypische Sichtweisen

Die Unterschiede in Argumentationsmustern sind eher disziplintypisch und dem jeweiligen Fachverständnis geschuldet. Die Kommunikationswissenschaften und die Medienpsychologie weisen hier Gemeinsamkeiten auf, sind traditionell stärker empirisch-analytisch orientiert, während die Medienpädagogik als Anwendungsdisziplin auf den Erziehungsgedanken und die Praxis gerichtet ist.

Diese spezifischen Sichtweisen auf den Komplex „Medien – Gewalt – Wirkung“ zeigten anschaulich die Vertreter der untersuchten Disziplinen.

Für die Kommunikationswissenschaften stellte Prof. Dr. Lothar Mikos von der Hochschule für Film und Fernsehen (HFF) Potsdam-Babelsberg die Bandbreite möglicher Einflussfaktoren im Wirkprozess dar, machte auf „Fallen“ im Diskurs um Mediengewalt aufmerksam – wie die Skandalisierungs- oder die Reduktionsfalle –, pochte insgesamt auf Differenzierung. Er belegte damit die von Brosius/Schwer herausgearbeitete Fähigkeit seiner Disziplin sowohl zu Selbstreflexivität und -kritik als auch zur Wahrnehmung der Grenzen der Wissenschaft. Die Sicht der Medienpädagogik erläuterte Prof. Dr. Uwe Sander von der Universität Bielefeld anhand einer unlängst erschienenen Studie zum Medienhandeln Jugendlicher<sup>2</sup>. In einem – nach der Analyse von Brosius/Schwer für die Disziplin eher atypischen – Mix quantitativer und qualitativer Methoden wurden Mediennutzungstypen ermittelt, die gegen eindimensionale und unmittelbare Wirkungsvermutungen sprechen. Extremtypen in nennenswerter Größe gibt es danach unter den 3.271 befragten Jugendlichen nicht, weder den sozial isolierten und gewaltbereiten Typus noch den der Leserate. Insgesamt sei Mediengewalt ein selbstverständliches Phänomen im Alltag von Jugendlichen. Die meisten suchen dabei Spannung und Spaß, sie bevorzugen fiktionale Kontexte; einzig die bekannte Problemgruppe – männliche, ältere Heranwachsende mit niedrigem Bildungsstand und einer gewissen Gewaltakzeptanz in ihrer Persönlichkeitsstruktur – findet etwa auch Spaß an realen, drastischen Kriegsszenen.

Die Medienpsychologie war durch Prof. Dr. Roland Mangold von der Hochschule der Medien Stuttgart vertreten, der die von Brosius und Schwer dargelegten Voraussetzungen der Disziplin bestätigte: Man lehnt monokausale Erklärungen ab und bemüht sich neben der Erforschung der Aggressionssteigerung um weitere Effekte, um emotionale Wirkungen wie Ekel, Habituation/Empathieverlust oder Kultivierung. Ausführlich widmete sich Mangold den methodischen Problemen der Gewaltfor-

schung und der Kritik methodischer Unzulänglichkeiten. Annahmen müssten überprüft, Drittvariablen für die Erklärung herangezogen, Zufallsreaktionen ausgeschlossen werden. Geschieht dies nicht, besteht die Gefahr von Fehlschlüssen, die Mangold auch bei den Befunden von Prof. Dr. Christian Pfeiffer zum Zusammenhang von Medienbesitz/Medienkonsum und Schulversagen ausmacht.

### **Wissenschaftliche, öffentliche und politische Debatte über Mediengewalt**

Die Vertreter der untersuchten Disziplinen sind sich somit einig: Medienkonsum findet in sozialen Kontexten statt, entsprechend vielfältig sind Nutzungsmuster und -motive. Kinder seien keine Reaktionsdeppen, so Mikos, und die Politik werde sich daran gewöhnen müssen, dass die Wissenschaft sich nicht für politische Ziele funktionalisieren und zu vereinfachenden Aussagen hinreißen lasse.

Ob die Politik sich daran gewöhnen wird, ist allerdings fraglich, denn die öffentliche Diskussion folgt nicht der Logik des wissenschaftlichen Diskurses. Die eigentliche Diskrepanz liegt entsprechend auch, wie Brosius und Schwer feststellen, zwischen der akademischen Debatte bzw. dem Diskurs in Fachmedien und der Laienöffentlichkeit. Die allgemeine öffentliche Diskussion verläuft in Zyklen und ist abhängig von Gewaltereignissen wie etwa dem Amoklauf in Erfurt. Das Wirkverständnis ist eher linear. In der Einschätzung der Gefährlichkeit von Mediengewalt herrschen Extremmeinungen vor, wobei die Diskussion stark von Einzelpersonen geprägt ist, die sich aktiv an der öffentlichen Debatte beteiligen. Inwieweit die einzelnen Personen die jeweiligen Diskurse prägen, zeigen die Unterschiede zwischen den herausragenden Figuren in der öffentlichen und der wissenschaftlichen Diskussion. So ist die medienpädagogische Gewaltforschung etwa in der Öffentlichkeit durch Prof. Dr. Werner Glogauer bestimmt, die wissenschaftliche Debatte dagegen von Prof. Dr. Bernd Schorb und Prof. Dr. Helga Theunert.

Provokante Thesen und eindeutige Gefahrenzuschreibungen kommen in der öffentlichen Berichterstattung sichtlich besser an

als der Hinweis auf komplexe Zusammenhänge. Die Rolle der Medien ist in diesem Kontext zwiespältig: Müssen sie einerseits ein grundsätzliches Interesse an differenzierten, die Schädlichkeit der Medien relativierenden Befunden haben, setzen sie andererseits in der Berichterstattung auf medial verwertbare, vereinfachende Aussagen, die nach gängiger Medienlogik einen größeren Nachrichtenwert besitzen. Und auch die Politik muss auf konkrete Gewaltereignisse reagieren, fordert dann teilweise eher symbolisch Maßnahmen, die sich nicht auf wissenschaftliche Erkenntnisse stützen. Vor diesem Hintergrund bestand beim MedienColloquium auch weitgehend Einigkeit hinsichtlich der Konsequenzen für Wissenschaft und Medienpolitik: Gefordert wurde eine Bündelung der Forschungsaktivitäten, ein interdisziplinäres Netzwerk von Forschern etwa oder eine gemeinsame Forschungsinitiative der Medienindustrie und Medienregulierung, um kontinuierliche und dem komplexen Gegenstand angemessene Forschung zu realisieren. Konkret plädierte LMK-Direktor Manfred Helmes dafür, die Forschungsaktivitäten der Landesmedienanstalten zusammenzuführen. Diese nehmen eine zentrale Rolle bei Forschungsaufträgen ein und gestalten die Gewaltforschung, die in der Regel auf Drittmittel angewiesen ist, entscheidend mit.

### **Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie den Methodenteil!**

Prof. Dr. Christian Pfeiffer, Direktor des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN) stellte schließlich – außerhalb der Analyse von Brosius und Schwer und ohne auf die methodische Kritik einzugehen – die Sicht der Kriminologie und die Ergebnisse seiner Studie vor. Die Repräsentativbefragung von 6.000 Viertklässlern zeigt Zusammenhänge zwischen dem Besitz eines Fernsehers bzw. einer Spielkonsole im Kinderzimmer, einer erhöhten Nutzungsdauer, einer stärkeren Nutzung entwicklungsbeeinträchtigender Angebote und einer schlechteren schulischen Leistung auf. Die Befragung macht hierbei deutliche Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen sowie zwischen Dortmunder und Münchener Kindern aus.<sup>3</sup>

Nach den zuvor skizzierten Vorträgen war manchem vielleicht nicht ganz klar, wofür die Studie im gegebenen Kontext eigentlich stand. Angesichts plakativer Aussagen („Je mehr Fernsehen, umso geringer der Bildungserfolg“; „Computerspielen ist wie Zigarettenrauchen“) und in Anbetracht einer Vielzahl postulierter Zusammenhänge zu einer Vielzahl anderer Befunde konnten die Interpretationen als Beispiel gesehen werden für die von Mangold konstatierten methodischen Fehlschlüsse und für einen nicht begründbaren Medienkonservatismus. Ebenso konnte der Vortrag als Beispiel verstanden werden für die Fähigkeit, komplexe Zusammenhänge zu vereinfachen und so „bessere“ Öffentlichkeitsarbeit in eigener Sache zu betreiben als andere Disziplinen. Leider ließ es der Zeitrahmen nicht zu, Pfeiffers Thesen auf der Grundlage des bisher Gesagten zu hinterfragen. Die Deutlichkeit und Vehemenz, mit der andere Wissenschaftler vorab wegen methodischer Unzulänglichkeiten kritisiert worden waren, stellte sich in der abschließenden Diskussionsrunde jedenfalls nicht annähernd ein. Immerhin war noch Zeit, von Seiten des Moderators auf die „interessante Studie“ des Kriminologen über die Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle (USK) hinzuweisen. Die stelle „einige Schwächen“ bei der USK fest, die u. a. darin lägen, dass die Prüfer „keinen Direktkontakt“ hätten und ein Spiel nicht ganz spielten – als ob eine andere Institution dies leisten, finanzieren und unter dem Gesichtspunkt der Verhältnismäßigkeit rechtfertigen könnte. Überhaupt bleibt ein Geheimnis, warum es der USK anzulasten ist, wenn 30 % der 10-jährigen Jungen ein von ihr ab 16 oder 18 Jahren freigegebenes Computerspiel spielen. Und inwiefern all dies Anlass geben soll, bei den anderen Selbstkontrollen „ähnliche Schwächen“ ausmachen zu wollen, blieb auch unbeantwortet – als Schluss der Diskussion aber sicher vielen im Gedächtnis: verkürzt, aber öffentlichkeitswirksam.

Claudia Mikat